

Zeitschrift:	Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera
Band:	38=58 (1892)
Heft:	47
Artikel:	Studie über den Einfluss des kleinen Kalibers und des rauchschwachen Pulvers auf die Taktik
Autor:	Staubli, P.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-96784

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hinsichtlich deren Befestigungen herantreten dürften, auf der Hand. Ebenso die von den extrem liberalen Parteien bekämpfte Erweiterung des Kadettenkorps, der Unteroffiziersschulen und Vorschulen, wenn eine so beträchtliche Heeresverstärkung wie die geplante durchgeführt werden sollte. In diesem Falle müssten ferner, da bereits dem jetzigen Heere einige 1000 Unteroffiziere fehlen, die Kapitulantenlöhne erhöht, ein Kapitulantenhandgeld eingeführt und die Beiträge für Gefechts- und Schiessübungen und Uebungsmunition verstärkt werden. Mit einem Worte, es würde sich an die Bewilligung der Vorlage voraussichtlich ein derartiger Rattenkönig von Nachforderungen knüpfen, dass ihre schon jetzt abnorme Belastung zu einer unerträglichen werden würde.

Von offiziöser Seite wird heute die militärisch-politische Situation Deutschlands gegenüber Frankreich und Russland in den schwärzesten Farben geschildert; eine Zahl überlegener Feinde ringsum, die qualitativ als minderwertig anzunehmen Deutschland keine Veranlassung habe. Italien ohne weiteren militärischen Effekt im Dreibunde, mit der Sorge für die eigene Landesverteidigung derart beschäftigt, dass dasselbe nur die französische Flotte auf sich abladen würde, Oesterreich-Ungarn durch die russischen Festungen gefesselt. Wenn der Dreibund jedoch auf einem so schwachen militärischen Fundament beruhte, wie das vom „Mil. W.-Bl.“ und Major Keim skizzirt, so wäre derselbe, der doch vorwiegend der Welt in letzter Zeit den Frieden erhalten hat, ein Popanz ohne festen Hintergrund.

Was aber, fragen wir zum Schluss, soll Deutschland erst anfangen, wenn ihm die Stütze des Dreibundes fehlt? Dann bliebe dem Grafen Caprivi nichts Anderes übrig, als seinen letzten wehrfähigen Mann und selbst die streitbaren Weiber zu bewaffnen! Die heute Alles erfassende Zahlenwuth ist jedoch hoffentlich ein Paroxismus, der bald vorübergeht und wird man sich endlich wohl wieder der Zeiten erinnern, in denen Friedrich Wilhelm I. seine Regimenter wie ein Kleindopf pflegte und der alte Fritz mit 30,000 Mann 80,000 Oesterreicher bei Leuthen schlug.

Sy.

Studie über den Einfluss des kleinen Kalibers und des rauchschwachen Pulvers auf die Taktik.

Von P. Staubli, Oberstl. der Infanterie z. D.

(Fortsetzung.)

2) Die Vertheidigung.

Nachdem im vorhergehenden Abschnitte die Verhältnisse beim Angriff der Infanterie besprochen wurden, gehen wir über zur Darstellung

des Einflusses des kleinen Kalibers und des rauchlosen Pulvers in der Vertheidigung.

Wir werden dabei finden, dass die Vortheile des kleinen Kalibers wie des rauchschwachen Pulvers der Vertheidigung ebenso sehr, ja noch in erhöhtem Masse zu Gute kommen, wie dem Angriffe. Noch mehr! Es scheint die Defensive, aus welchem Grunde sie immer mag gewählt worden sein, durch jene beiden Faktoren an Kraft entschieden gewonnen zu haben.

a. Feuerwirkung. Fernfeuer.

Dem Vertheidiger wird namentlich die intensive Ausnutzung des Feuers auf grosse Entfernung zu statthen kommen.

Durch nichts in der freien Beobachtung der gegnerischen Bewegungen gehindert, — die Uebersichtlichkeit des Geländes vorausgesetzt — kann er von seinem weittragenden Gewehre aus sicherer Deckung schon auf grosse Distanzen den ausgiebigsten Gebrauch machen ohne Gefahr zu laufen, durch aufsteigenden Rauch seine Stellung zu verrathen.

Durch die Wirkung seiner Geschosse — und wären es nur blosse Zufallstreffer — wird er den Gegner nicht nur beunruhigen, sondern auch zu frühzeitiger Entwicklung nöthigen. Dies bedeutet für den Vertheidiger neben der moralischen Einwirkung auf den Gegner, einen erheblichen Zeitgewinn, den er dazu ausnützen wird, seine Anordnungen für die Vertheidigung zu ergänzen, seine Kräfte in zweckmässiger Weise zu vertheilen, seine Reserven zu plaziren, die Munitionsvorräthe an die Vertheidigungslinie heranzuschaffen, und letztere künstlich zu verstärken. So vorbereitet kann er den Feind mit erhöhter Zuversicht erwarten und ihn auf grosse Entfernung mit einem Hagel von Geschossen überschütten. Wenn auch über eine gewisse Entfernung d. h. über 1500 m. hinaus die Wirkung des Fernfeuers von mannigfachen Zufälligkeiten und Faktoren stark beeinflusst ist und vielfach vom Zufall abhängt, so darf doch vom Fernfeuer des Vertheidigers ein nicht zu unterschätzender Erfolg erwartet werden, um so mehr, als derselbe nicht unterlassen haben wird, das zwischen ihm und dem Gegner liegende Schussfeld frei zu machen, die Distanzen so genau als möglich zu ermitteln und zu markiren. Hat der Vertheidiger wirklich Zeit gehabt, alle diese Vorkehren zu treffen, und dies wird in der frei gewählten Defensive wohl meist der Fall sein, so wäre es bei der heutigen Tragweite und Präzision der Waffe geradezu unverantwortlich, wenn er diese Vortheile nicht ausnützen wollte, insbesondere dann, wenn grosse und tiefe Ziele zur Beschiessung eigentlich herausfordern. Und solche Ziele werden auch im Zukunftsgefechte,

obgleich weniger häufig als früher, sich darbieten.

Wenn wir vorhin beim Angriff die Forderung betonten, mit der Eröffnung des Feuers nicht eher zu beginnen, als bis man in wirksamer Schussweite, also etwa auf 600 m. am Feinde sich befindet, die Anwendung des Fernfeuers beim Angriff somit wenn nicht gerade ausschlossen, so doch auf ausnahmsweise günstige Gelegenheiten beschränkt wissen wollten, wobei aber unter keinen Umständen durch zu frühzeitige Feuereröffnung der Gefechtszweck gefährdet werden darf, so dürften sich die Verhältnisse für die Vertheidigung wesentlich anders gestalten und zwar zu Gunsten der häufigen Anwendung des Fernfeuers.

Nicht nur dürften die mit der Anwendung des Fernfeuers beim Angriff verbundenen Nachtheile, wie geringe Wirkung, Lähmung der Vorwärtsbewegung, Munitionsvergeudung etc. hier nicht zutreffen, oder doch nur in geringem Masse, sondern es darf mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass das Fernfeuer aus vorbereiteter Stellung von günstigem Erfolg begleitet sein wird, weil dessen Wirkung in Folge der genauen Kenntniss der Distanzen, der klaren Erkennbarkeit des Ziels, sowie in Folge des verhältnismässig noch ruhigen Blutes, weniger vom Zufall abhängt und daher eine gewisse Trefferwahrscheinlichkeit erwartet werden darf. Das Fernfeuer erfährt aber eine wesentliche Beschränkung durch eine Reihe von Verumständungen, wie trübe Witterung, Nebel, einbrechende Dunkelheit, sowie namentlich auch durch das Sehvermögen des Auges. Kurzsichtige Leute z. B. können nur auf kurze Distanzen mit etwelcher Treffsicherheit feuern. Auf sehr grosse Entfernungen vermag auch ein gutes Auge das Ziel nicht mehr genügend zu erkennen und sobald dies der Fall ist, d. h. das Ziel nicht mehr deutlich erfasst werden kann, verliert das Feuer seine Wirkung und wird zur Munitionsverschwendungen. Dies gilt auch mehr oder weniger vom sog. indirekten Feuer, bei welchem man das Ziel ebenfalls nicht sieht. Kennt man hier die Bodengestaltung, die Entfernung und die Richtung, in der sich das feindliche Ziel befindet, nicht genau, so ist das indirekte Feuer wirkungslos. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, die richtige Visirhöhe zu bestimmen, so dass wir daran zweifeln, dass im Kriege die Infanterie je dazu kommen werde, absichtlich indirektes Feuer anzuwenden.

Etwas anderes ist es, wenn wir unsere Feuerstellung so wählen, dass der obere Theil unserer gegen ein bestimmtes Ziel z. B. gegen eine Schützenlinie gerichteten Garbe noch auf eine

grosse Strecke das hinter diesem Ziel liegende Gelände gefährdet und so das Heranziehen der Reserven bedeutend gefährdet. In diesem Falle ist das Feuer ein direktes gegen die Schützenlinie gerichtetes; wir suchen aber durch günstige Wahl der Feuerstellung denjenigen Theil der Garbe, der sonst verloren wäre, zu verwerthen, mit demselben den Reserven, falls sie an die Feuerlinie herangezogen werden, Verluste beizubringen, auch wenn wir dieselben nicht sehen können, wie das z. B. der Fall ist, wenn die gegnerische Schützenlinie den Rand eines Plateaus besetzt hat und die Reserven auf oder hinter dem Plateau aufgestellt sind.

b. Der Gegenangriff.

Eine rein passive Vertheidigung, die sich nur darauf beschränken wollte, den herankommenden Gegner auf weite Entfernungen mit Fernfeuer zu überschütten, würde trotz der Vortheile des Fernfeuers aus vorbereiteter Stellung und der Vertheidigung innewohnenden Kraft nicht zum Siege gelangen, d. h. den Angreifer auf die Dauer nicht abweisen können. Bei fortgesetzter sorgfältiger Rekognoszirung des Gefechtsfeldes, die auch während des Gefechtes selbst nicht unterlassen werden darf, so lange und schwierig sie auch sein mag, wird der Angreifer endlich doch vollständige Klarheit über die gegnerischen Verhältnisse sich verschaffen und verschaffen müssen und demgemäß seine Massregeln treffen. Er wird vor allem unter sorgfältiger Ausnützung des Geländes und so unbemerkt als möglich aus jener Zone, in der er fast blindlings herumtastete, heraustreten und so weit an den Vertheidiger heranzugelangen suchen, bis er selbst ihn erfolgreich bekämpfen kann. Von diesem Momente an gleichen sich die Vortheile der beiden Gegner nicht blos aus, sondern neigen sich eher auf Seite des Angreifers. Denn dieser wird nicht nur die physische Ueberlegenheit über den Gegner dadurch erlangen, dass er in der Regel in der Lage sein wird, stärkere Kräfte zu entwickeln als der Vertheidiger, sondern es kommt ihm auch die im Angriffe selbst liegende moralische Ueberlegenheit über den Vertheidiger zu statthen. Diese moralische Ueberlegenheit des Angriffes hat ihren Grund einmal in der Beweglichkeit desselben, in der freien Wahl der Angriffsrichtung und des Angriffsmomentes sowie in der frischen Unternehmungslust der nach Lorbeeren strebenden Truppen. Endlich ist der Zweck jedes Kampfes, die Niederwerfung des Gegners, nur durch den Angriff zu erreichen, während die reine Defensive nur eine momentane Abwehr des Angriffes bedeutet. Soll die Vertheidigung daher

mit Erfolg gekrönt sein, so muss sie bei der heutigen Auffassung der Taktik aus ihrer Stabilität und Passivität heraustreten und in die frische Offensive übergehen, mit kräftigen Schlägen auf die Flanken und die Front des Angreifers wirken, und diesen niederzuwerfen suchen. Sie darf sich nicht willenlos vom Angreifer umklammern lassen, sonst ist sie von vornherein verloren, nur der energische Gegenangriff in Front und Flanke kann ihr zum Sieg verhelfen. Darunter verstehen wir aber keineswegs den Gegenstoss, wie er so häufig bei unsren Manövern praktizirt wird, nämlich den Vorstoss geschlossener Massen mit aufgepflanztem Bajonnet, oft ohne nur einen Schuss zu feuern. Damit imponirt man heutzutage keinem Gegner mehr; es müssen vielmehr die Truppen, welche zu einem Gegenstoss oder Vorstoss herangeführt werden, einen kurzen, energischen aber regelrechten Angriff unternehmen, in welchem sie ihre volle Feuerkraft zu entfalten haben. Denn nur durch das Feuer ist der Gegner niederzuwerfen, während ein noch so stolzes und tapferes Heranmarschiren in geschlossenen Massen ohne Feuer unfehlbar ihre Vernichtung zur Folge hätte. Die Zeiten des „weisen“ Bajonnetes sind vorüber, die „thörichte“ Kugel entscheidet den Kampf. Das Bajonnet wird überhaupt im künftigen Gefechte nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. In der Regel wird der Feind im Momente des Sturmes seine Stellung bereits aufgegeben haben, oder im Begriffe sein, sie zu räumen, und nur in seltenen Fällen mit dem Angreifer noch handgemein werden, was nur für den Fall denkbar wäre, als es dem Angreifer vorher nicht gelungen wäre, den Widerstand vollständig zu brechen und er den Sturmanlauf verfrüht unternahm.

(Fortsetzung folgt.)

Militärische Betrachtungen.

Alle Anregungen, welche in den vorhergehenden „Militärischen Betrachtungen“ (Militärzeitung 1892 Nr. 44) betreffs wünschenswerther Verbesserungen in unserem Wehrwesen gemacht wurden, sind mit einer einzigen Ausnahme (Ernennung sämmtlicher Stabsoffiziere durch den Bund) ohne Änderung der Bundesverfassung durchführbar. Viele derselben könnten bereits durchgeführt sein, wenn man sich bei den Neuerungen auf das Wesentliche beschränkt hätte. Leider hat man oft auf Einführung von Gegenständen ohne besondern Werth grosses Gewicht gelegt. In keinem Lande mehr als bei uns hat man alle Ursache Änderungen des Bestehenden für das Wichtige aufzusparen.

Bei vielen sich rasch folgenden Änderungen, besonders wenn diese von zweifelhaftem Werthe sind, werden Räthe und Volk stutzig.

Es gibt zwei Fehler, die bei unsren Verhältnissen schwere Folgen haben. Der eine ist Alles beim Alten zu lassen, der andere Neuerungen zu überstürzen und mit den Schwierigkeiten nicht zu rechnen.

In dem ersten Falle kommt man nicht vorwärts und die verlorene Zeit lässt sich nicht mehr einholen. In dem zweiten führt die Unzufriedenheit zur Reaktion. Nichts könnte irriger sein, als zu glauben, dass alles einmal Anbefohlene von selbst gehen werde. Zur Bestätigung dieser Behauptung führen wir die Erfahrungen von 1878/79 an. Damals kam in Folge verschiedener Missgriffe bei der Durchführung der Militär-Organisation von 1874 das ganze Gebäude ins Wanken. Es brauchte die ganze Energie des damaligen Chefs des eidg. Militär-Departements, Herrn Bundesrath Oberst Scherer sel., dasselbe vor dem Zusammenbruch zu bewahren.

Gestützt auf gemachte Beobachtungen möchten wir sagen: das Schweizervolk verträgt nur alle zwei oder drei Jahre eine grössere Neuerung in seinem Militärwesen. Diese muss erst in Fleisch und Blut übergegangen sein, bevor man an andere denken darf. Bei Ausserachtlassen dieser Vorsicht bleiben die übeln Folgen nicht aus.

Aus dem Gesagten ergibt sich: es ist schädlich, auf Einführung von Kleinigkeiten Werth zu legen, da man dann auf Wichtiges verzichten muss.

Das Wichtigste aber ist und bleibt immer eine einheitliche Leitung unseres Militärwesens. Gegenüber dieser wichtigsten Rücksicht sollten alle andern in den Hintergrund treten.

Die gegenwärtig nothwendig gewordene Reorganisation unseres Wehrwesens liesse sich leichter bewerkstelligen, wenn sie durch successive Änderungen, nach bestimmtem Plan angebahnt worden wäre.

Grosse und plötzliche Änderungen haben immer bedeutende Störungen im Gefolge. Dieses hat sich bei der Durchführung des Gesetzes über die Militär-Organisation von 1874 gezeigt. Die Schwierigkeiten würden damals weit geringer gewesen sein, wenn z. B. die Zentralisation des Unterrichtes der Infanterie (welche nach dem Gesetz von 1850 ermöglicht war) vorher eingeführt worden wäre.

Der passive Widerstand, auf welchen die Durchführung des Gesetzes (1874) stiess, würde dann weniger gross gewesen sein, als in der Zeit, zu welcher noch manche andere neue Bestimmung zahlreiche Unzufriedene gemacht hatte.

Gestützt auf das damals Erlebte würden wir einem allmählichen Uebergang vor einer plötz-